



Die Oberstufenschüler besuchen ihre »Patenkinder« auf dem kleinen Schulhof

Über die Patenschaft

Paul Stephan, 10a

Bei uns an der Schule gibt es Patenschaften. Alle Schüler der neunten Klasse bekommen ein Kind aus der ersten Klasse zugeteilt, um welches sie sich kümmern müssen.

Ich habe zwei Intentionen, wenn ich diesen Artikel schreibe. Zum einen möchte ich festhalten, dass unsere Schule weit mehr ist, als eine bloße Bildungseinrichtung. Das ist schlichtweg eine Tatsache, die man als Schüler mitbekommt. Es fängt schon in der ersten Klasse an, wenn man seinen Klassenlehrer kennenlernt. Diese Bindung ist insofern wichtig, weil man mit diesem die nächsten acht Jahre auskommen muss. Am Ende dieser acht Jahre kann man jedoch auf einen Zusammenhalt zurückschauen, der durch seine Höhen und Tiefen den Unterricht vertraut, persönlich, ja fast möchte ich sagen, familiär gemacht hat.

Zum anderen möchte ich aber auch einen Appell aussprechen. Ich schreibe an alle Schüler der Oberstufe, damit sie sich um ihre Patenkinder aus der ersten Klasse kümmern! Insbesondere spreche ich hierbei alle Schüler an, die etwas verändern möchten. Oft sind es die kleinen Kreise, die man angehen sollte, um die Welt ein kleines Stückchen besser zu machen. Und außerdem bin ich der Meinung, dass man von diesem Engagement selbst mehr mitnimmt, als es die Patenkinder letztlich tun. Ein Geber bekommt fast immer mehr, als ein Nehmer; vorausgesetzt allerdings, der Geber gibt auch freiwillig.

In unserem Fall gaben wir allerdings nur mehr oder weniger freiwillig, denn allen Schülern der neunten Klasse wurde eine Patenschaft vergeben. Ich möchte dieses System auf keinen Fall in Frage stellen, jedoch möchte ich zu bedenken geben, dass man nicht von jedem Schüler ein Engagement erwarten sollte. Die Probleme, die sich durch so etwas in unserem Schulalltag ergeben, sind nichtig – nichtig im Vergleich zu anderen Beschäftigungen. Vielleicht sollte man das ändern! Damit meine Aussage weiter gilt, dass ein Geber mehr bekommt als ein Nehmer, ist die Freiwilligkeit Voraussetzung. Diese kann man nicht erzwingen, aber man kann nachhelfen. Damit sich das Verantwortungsgefühl einstellt, bedarf es einer persönlichen Bindung. Bildet sich diese nicht, dann wird es auch an Interesse seitens der Paten fehlen.

So war es auch bei uns. Am Anfang besuchten wir unsere Patenkinder jede Pause und spielten und tobten mit ihnen herum. Dass ich des Öfteren furchtbaren Muskelkater bekam, weil ich mein Patenkind schon wieder den Weg durch den Schulgarten auf die Uhlandshöhe hoch tragen musste, nahm ich hin. In gewisser Weise macht es einfach nur Spaß, sich noch einmal in die Haut eines siebenjährigen Kindes einzufühlen und sich beim Fangen spielen lieber sehr zurück zu nehmen, um den Kindern eine Chance zu geben. Übrigens glaubte ich das nur die ersten zwei Tage. Dann kam ich zu dem Schluss, dass Kinder unendlich viel Energie haben.

So ging es also die ersten Wochen. In der Tat machten wir auch einmal einen Ausflug, allerdings nur auf den Spielplatz der Uhlandshöhe. Wir hatten noch mehr vor, z.B. wollten wir einmal Eislaufen gehen. Aus mir unbekanntem Gründen kam es aber nicht dazu, sonst hätte ich es vielleicht gelernt...

Da wir also nicht besonders viel miteinander unternahmen, konnte sich gar keine Bindung aufbauen. Wir besuchten unsere Patenkinder immer seltener. Wenn wir dann, ab und zu, kamen, wurden wir nicht mehr von einer Horde Kinder überrannt, die uns »Großen« beweisen wollte, dass sie stärker sind, sondern es liefen uns nur noch Gestalten entgegen, resignierte Gestalten, mit hängenden Köpfen. Aufgrund dessen hatten wir immer weniger Motivation, die Kinder zu besuchen. Es war eine Wechselwirkung. Wir verloren uns, das Patenschaftsmodell war nach zwei Monaten nur noch ein Jammer.

Vor einem halben Jahr noch begann mein Schulalltag einigermaßen abwechslungsreich. Ich hatte entdeckt, dass wenn ich morgens einen Bus früher nehme, einige Patenkinder sich in diesem befinden. Jeden Morgen, wenn ich diesen Bus rechtzeitig erreichte, strömte eine Horde wieder aufgetauter Zweitklässler auf mich zu und fragte mich über Gott und die Welt aus. Ab und zu wurde ich zu ihrer Klasse mitgeschleift. Interessanterweise begann ich erst jetzt, mich richtig mit meinem Patenkind auseinanderzusetzen. Eines Tages lud es mich nach Hause ein. Es war gewiss kein verlorener Nachmittag, als ich dort war, und ich hatte jede Menge Spaß, mal wieder mit der Holz-Eisenbahn zu spielen (wer selbst eine solche hatte, der wird eventuell meinen Enthusiasmus nachvollziehen können).

Diese Renaissance hielt allerdings nicht allzu lange an, sie verschwand wieder in den Nebeln der Alltagsprobleme. Weil ich finde, dass ein solcher Kontakt sowohl für die Patenkinder, aber insbesondere für die Paten sehr wichtig ist, würde ich mir wünschen, dass die Schule mehr Möglichkeiten bieten würde, einen solchen über längere Zeit möglich zu machen. Es gibt eben zwei Seiten des Lebens: Die eine ist die berufliche, die andere die private Seite. Und wie könnte man sich besser auf letztere vorbereiten?

Es ist eine Utopie, ein ferner Stern am Horizont, den wir sehen können. Es ist die Utopie einer Gesellschaft, in der Verantwortungsbewusstsein über den Möglichkeiten der Differentialrechnung steht. Es ist eine Gesellschaft, in der persönliche Bindungen den Leistungsdruck ablösen. Eine Gesellschaft, in der man an der Hand über die Hürden der Schule geführt wird. Die Waldorfschule ist mit ihrem Konzept auf gutem Weg, aber der Weg ist ein weiter und ein schwerer. Sie sollte also nicht stehen bleiben! Wenn es eine Möglichkeit gibt, diese Utopie zu erreichen, dann nur über die Schulen. Unsere Schule ist weit mehr als eine bloße Bildungseinrichtung. Wenn jeder Schüler etwas gibt, wird er am Ende mehr davon bekommen, als er gegeben hat. Die Voraussetzungen sollten allerdings gegeben sein.